



Mit Schirm, Charme und Melone

Kein Kind von Traurigkeit: Bei den Klinikclowns.

Etwas abgeschirmt: das Schirmmuseum im Kanton Zürich.

Er ist in seinem Beruf gestrandet: ein Zeltaufbauer.

Der letzte Schirmherr

In Wädenswil gibt es das kleine Schirmmuseum von Hermann Müller, dem letzten Schweizer Schirmmacher. Ein Schirm soll Kaiserin Sisi gehört haben.

Etwas abgeschirmt vom Zentrum der Zürcher Stadt Wädenswil befindet sich das Schirmmuseum von Hermann Müller. Dort reiht sich ein Prachtstück an das andere, in allen Farben und Formen, vom einfachen Taschenschirm bis hin zum edlen Schirm aus Elfenbein und Seide. Sogar einen Schirm, der für die Kaiserin Sisi angefertigt worden war, kann man dort begutachten: Dessen Henkel aus Elfenbein hält den Stoff aus beigefarbenem Tüll. Der Stoff ist übersät mit aufwendigen beige Blumenstickereien, die sparsam mit Grün, Orange und einem zarten Rosa ergänzt werden. Er sieht aus wie ein Miniaturkleid einer Märchenprinzessin. Ob dieses Prachtstück tatsächlich im Besitz von Sisi war, bleibt ein Geheimnis.

Verschiedenste Griffe aus wertvollen Materialien sind ausgestellt, die meisten davon handgefertigt. „Schirmhenkel aus Elfenbein waren ein Statussymbol. Wer sich dies nicht leisten konnte, griff zu silbernen Griffen“, erklärt Müller. „Die normale Gesellschaft besaß Schirme mit Holzgriffen. Kirschbaum und Rosenholz waren sehr hart und etwas teurer. Buche oder Kastanie wurden am häufigsten verwendet.“ Beim Schirmstoff kam gewöhnlich Baumwolle zum Einsatz. „Die etwas besseren Leute leisteten sich aber gerne einen edleren Stoff, bestehend aus einem Gemisch von Baumwolle und Seide.“

Hermann Müller und seine Frau bewahren gemeinsam das Geheimnis des Schirmsbaus. Er ist 86 Jahre alt, war sein Leben lang Schirmmacher und darf sich stolz als den letzten Schirmmacher der Schweiz bezeichnen. „Ich bin zwischen

Schirmen aufgewachsen, und die Werkstatt meines Vaters kannte ich besser als unsere eigene Wohnung.“ Seine Berufswahl wurde ihm also in die Wiege gelegt, und er ist stolz darauf. „Ich hatte das Glück, eine Schneiderin zu heiraten, so konnten wir zu zweit den Beruf ausüben.“ Seine Lehre hat Müller 1956 abgeschlossen. Zusammen mit seiner Frau Monika Müller-Spiess, 88 Jahre alt, hat er dann Schirme von Hand gefertigt, bis die beiden 2002 in Rente gingen. „Mein Beruf wurde zu meinem Hobby“, sagt Müller.

Über die Jahre haben sich Schirme angehäuft, die sie von seinem Vater, von Freunden oder von Kunden geschenkt bekommen hatten. Jahrelang bewahrte Hermann Müller die Schirme in einem Karton auf. Aber eines Tages beschloss er, sie in seiner ehemaligen Werkstatt aufzuhängen, so entstand das Museum. „Weder mein Vater noch ich haben je einen Franken für Schirme ausgegeben, die im Schirmmuseum stehen“, bemerkt Müller stolz. „Handgelenk mal Pi befinden sich circa 50 bis 70 Schirme in meinem Museum.“ Die ältesten Exemplare stammen aus dem 17. Jahrhundert. Viele bis zu 200 Jahre alte Schirme sind zu sehen. Dabei handelt es sich oft um kleine Sonnenschirme aus Frankreich, die das Gesicht vor den Sonnenstrahlen schützen sollten.

Freundlich wird man begrüßt, wenn man das kleine Museum betritt. Trotz der weißen Haare ist das Ehepaar noch immer fit und munter. Er trägt einen Pullover über seinem Hemd, sodass nur noch der Kragen herausragt. Die Brille ergänzt dann den klassischen, gepflegten Look. Während er seine noch immer zahlreichen, geraden Haare sauber nach hinten gekämmt trägt, hat seine Frau ihre knapp schulterlange Haarpracht mit einem Haarreif geschmückt.

Man merkt schnell, dass Hermann Müller eine kleine lokale Berühmtheit ist, und auf alle typischen Reporterfragen weiß er eine Antwort. Seine Frau blüht ebenfalls auf, sobald es um Schirme geht. Mit Liebe haben die Müllers ihr Leben lang Schirme gefertigt. „Ein Highlight war die Anfertigung von Schirmen für das Opernhaus Zürich, die an Auftritten verwendet wurden“, erzählen sie stolz. „Und wir fertigten

Schirme für eine Modeschau in Nairobi, das war 1975.“ Die Geschichte des Schirms ist alt. Die ersten entstanden bereits vor Christus. Der Schirm entwickelte sich zu einem edlen Accessoire und diente dem Schönheitsideal der Blässe. Erst im 17. Jahrhundert soll sich das Schutzdach vor der Sonne in einen Regenschirm gewandelt haben. „Der Schirm sollte dabei zum Kleid und zum Schal passen; einmal habe eine Frau sogar einen Schirm passend zu ihrem roten Cabriolet bestellt“, erzählt Müller schmunzelnd. Seine Frau bestätigt die Vorliebe der Frauen für schön gemusterte Stoffe und zeigt ihre Lieblingsexemplare. Herr Müller erklärt, wie die Männer zu den Schirmen standen: „Grundsätzlich trug man einen schwarzen Schirm, aber das Wichtigste war, dass Schirm und Stock zusammengehörten.“

1964 kamen die ersten Taschenschirme auf den Markt. Der günstige Preis wurde zur Bedrohung für das Fachgeschäft Müller, denn der Preis für den Stoff eines einzelnen handgefertigten Schirms war allein so hoch wie ein ganzer maschinell gefertigter Billigschirm. Das Fachgeschäft Müller musste reagieren. Hermann Müller erinnert sich, dass er wie der Milchmann von Tür zu Tür gegangen sei, mit dem Spruch: „Grüezi, haben Sie Schirme zum Reparieren?“ So konnte er sich neue Aufträge ergattern.

Die Hälfte der verkauften Schirme waren Haustürgeschäfte. Mit der Zeit begann er in seinem Auto seine neuen Schirme mitzuführen und sie in den Wohnungen seiner Kunden vorzuführen. Die Leute kannten ihn mit dem Schirm unter dem Arm, und kaum war er da, wurden die Nachbarn zusammengerufen, um gemeinsam die Schirme zu begutachten. Außerdem wurde das Angebot erweitert: „Fachgeschäft für Lederwaren, Reise-Artikel und Schirme“ lautete der neue Name, im Sortiment waren sogar Gartenmöbel. Vor allem die Gartenschirme waren beliebt. In all den Jahren sind die Müllers den Schirmen treu geblieben. Mit einem Lächeln sagt er: „Das Einzige, was man am Schirm kritisieren darf, ist, dass ein Glöckli fehlt, das klingelt, wenn man den Schirm stehen lässt.“

Sara Engli, Kantonsschule Uetikon am See

Seine Zelte sind auf Sand gebaut

Barracas an einem Strand in Portugal lohnen sich für „Senhor Abreu“ nicht mehr

Die Bushaltestelle „Salgueiros“ am Canidelo-Strand in Gaia bei Porto ist zum achten Mal an diesem Tag voller Menschen. Erwachsene mit Sonnenschirmen, Rucksäcken und Liegen; Kinder mit Sandeimern und Schaufeln, alle sind darauf vorbereitet, diesen wunderschönen Sommertag zu genießen. Manche rennen direkt ins Wasser, andere gehen noch kurz ins Café, um ein Eis zu holen, bevor sie sich am Strand hinsetzen, und manche holen als Erstes ihren Fußball oder Volleyball aus dem Rucksack und fangen gleich an zu spielen. Aber nach einer Weile zwingt die unerträgliche Hitze die Menschen, sich unter ihrem Sonnenschutz auszuruhen. Mehr als einhundert Barracas, Zelte, schützen die vielen Familien vor Sonne und Wind. Wenn die Sonne später untergeht und die Strandgäste nach Hause gehen, ist für den 80 Jahre alten „Senhor Abreu“ der Arbeitstag noch lange nicht zu Ende.

„Ich stehe jeden Morgen um 5.30 Uhr auf, damit ich meine Morgenroutine in meinem Tempo machen kann. Dann, ungefähr um 6.30 Uhr, fange ich an zu arbeiten“, sagt der Mann, der seit 30 Jahren dieses Geschäft besser kennt als seine Handflächen. Nachdem er am Vorabend den ganzen Strand abgelaufen ist, um die

Abdeckungen der Zelte einzusammeln und sie zu waschen, damit sie am nachfolgenden Tag einsatzbereit sind, beginnt er nun, sie wieder aufzuspannen. „Das mache ich nicht nur wegen des Geldes. Meine Familie kümmert sich um diesen Strand seit mehr als 70 Jahren, er ist mein Zuhause“, antwortet Abreu auf die Frage, warum er noch nicht in den Ruhestand getreten ist. Die meisten Menschen, die zum Strand kommen, gehen am Restaurant „Mar à Vista“ vorbei, wo Senhor Abreu normalerweise sitzt. Sie nutzen die Gelegenheit, ihn zu begrüßen. Manche gehen sogar absichtlich ins Restaurant, nur um ihn zu begrüßen. Obwohl das Geschäft der Vermietung von Zelten laut Abreu nicht viel Geld bringt, liebt er seine Arbeit und führt sie weiter, als wolle er beweisen, dass Geld nicht der Schlüssel zum Glück sei.

„Es geht mehr bergab, und ich verstehe, warum“, meint Abreu. „Selbst meine Kinder, die in dieser Gegend geboren und aufgewachsen sind, sehen in dieser Arbeit keine Zukunft und erwägen nicht einmal, bei mir zu bleiben, wenn sie dann an der Reihe wären.“ Er beobachtet, dass das Interesse am felsigen Strand von Canidelo schwindet, während andere Strände wie der breite Sandstrand in Mato

sinhos, der sich zehn Kilometer weiter nördlich, jenseits der Douromündung, befindet, beginnen, mehr und mehr Kunden zu gewinnen. „Das bedeutet für mich weniger Geld“, sagt Abreu. Und als wäre der Rückgang der Kundschaft nicht schon genug, werden die Beschwerden über die Preise auch immer lauter. „Ich versuche, die Preise so günstig wie möglich zu halten, aber einige Leute weigern sich zu mieten, wenn ich ihnen keinen Rabatt gebe.“ Der Preis für ein Zelt für zwei Wochen beträgt 80 Euro. Abreu vermietet aber fast alle für weniger als 50 Euro.

Nach so vielen Jahren im Geschäft kommt für ihn der Ruhestand in den Blick: „Ich wollte schon immer mit meiner Frau an der Algarve leben, aber ich hatte viel Zuneigung für das, was ich hier tat. Dies hat sich jedoch geändert, daher komme ich dieser Entscheidung immer näher.“ Abreu schaut auf die majestätischen Wellen des Atlantiks. „Solange meine Entscheidung noch nicht getroffen ist, werde ich aber meiner Aufgabe nachkommen.“ Und er zieht los, um die Abdeckungen der Zelte abzubauen und sich auf den nächsten Tag vorzubereiten.

Diogo Teixeira Martins
Deutsche Schule zu Porto

Nicht nur bei Kindern haben sie die Nase vorn

Klinikclowns wie Feodora und Pepe sind in Krankenhäusern gern gesehene Besucher

Feodora schlüpft in ihr blau kariertes Hemd, das von einem mit bunten Knöpfen verzierten Träger teilweise verdeckt wird. Eine rote Rose steckt an ihrer Brust. Ein grüner Hut, die beiden Zöpfe und die rote Nase verleihen ihr das freundliche Aussehen, mit dem sie Patienten und Ärzte in den Fluren des Städtischen Klinikums Braunschweig begrüßt. Ein leichtes Klopfen an der Tür, kurze Zeit später spähen zwei Gesichter mit roten Nasen neugierig hinter dieser hervor. Zwei Clowns betreten das stille Krankenzimmer auf der Station der Kinder- und Jugendonkologie. Auf dem Bett sitzt die 7-jährige Matilda. Sie lügt vorsichtig hinter dem Rücken ihrer Mutter hervor und betrachtet neugierig die Besucher. Feodora geht behutsam auf das Mädchen zu, stellt ihren knallgrünen Koffer ab, holt einen blauen Flummi heraus und überreicht ihn Clown Pepe. „Das ist ein Weltmeister-Flummi!“, erzählt er mit piepsiger Stimme. Er lässt den kleinen Ball auf und ab springen, wobei er die Aufschlagergeräusche imitiert. Der Flummi trifft immer wieder laut auf die Zimmerdecke. Matilda wirkt zunächst nervös und schaut unsicher zu ihrer Mutter, doch nach einem aufmunternden Nicken wendet sie sich den Clowns zu. Mit der Zeit entweicht ihr ein Lachen.

Vor ihrer Arbeit im Krankenhaus schminkt sich Feodora im Gebäude des Vereins der Weggefährten gemeinsam mit Pepe, dem 57-jährigen Christoph Lietz, der hauptberuflich als Theaterpädagoge tätig ist und mit dem sie seit acht Jahren zusammenarbeitet. Der Braunschweiger Verein Weggefährten wurde 2002 von Eltern krebskranker Kinder gegründet und wird ausschließlich durch Spenden finanziert. Er bietet Hilfe und Unterstützung für krebskranke Kinder und ihre Familien.

Hinter Feodora steckt die 62-jährige Schleswig-Holsteinerin Tania Klinger, deren Reise als Klinikclown vor 20 Jahren begann. Damals wurde das Pilotprojekt „Klinikclowns in der Kinderklinik Salzgitter-Lebenstedt“ gestartet, dessen künstlerischen Leiter Tania und ihre ehemalige Clownpartnerin Ute von Koeber aus Clownworkshops kannten. Er bot den beiden in dem Projekt eine Stelle an. „Vor meiner Arbeit als Klinikclown habe ich Sozialpädagogik in Braunschweig studiert und war danach im freien Theater aktiv“, erzählt die Frau mit den grünen Augen. Während ihres Studiums lag ihr Fokus auf künstlerischen Schwerpunkten. Anschließend absolvierte sie Ausbildungen in Akrobatik, Clownerie, Darstellung und Contact Improvisation und gründete 1989 mit Ute von Koeber ihr eigenes Theater in Braunschweig, das Theater „Feuer und Flamme“, das sie seit acht Jahren allein führt und wo sie neben ihren regelmäßigen Besuchen in Kliniken in Wolfsburg, Braunschweig, Hildesheim und Hannover parallel arbeitet. „Das ist quasi das zweite Standbein“, erklärt die selbständige Künstlerin.

„Das Bild vom Clown ist facettenreich. Kontaktclowns nennt man uns, da wir in die Klinik kommen und Kontakt mit Menschen haben. Wir sind nicht wie die Zirkusclowns“, erklärt Tania. „Bei kleineren Kindern ist es naheliegend, mit Gegenständen statt mit Wörtern zu kommunizieren.“ Es sei wichtig, die Körpersprache der Kinder zu beobachten, um ihr Vertrauen zu gewinnen und um sie nicht zu überrumpeln. Tania Klinger übernimmt auch weitere Aufgaben im Rahmen ihrer Tätigkeit als Klinikclown. Das können organisatorische Belange sein oder Austauschtreffen. „Wir treffen uns mit den Kollegen aus Hannover regelmäßig zum Training“, erzählt sie. Die Vielfalt dieser Aktivitäten halte sie in Be-

wegung. Feodora nimmt Pepe den Flummi aus der Hand: „Was denkt ihr, schaffe ich es, den Flummi fünfmal die Decke auf und ab springen zu lassen?“ – „Niemand! Fünfmal wäre ja ein Weltrekord, das kannst du überhaupt nicht!“, wendet Pepe ein. Feodora gibt sonderbare Laute von sich, schaut den Flummi hoffnungsvoll an, nimmt all ihre Kraft zusammen und schleudert ihn auf den Boden. Der landet dumpf und rollt ein paar Zentimeter, bevor er schließlich stehen bleibt. Matilda prustet los, und auch ihre Mutter bricht in Gelächter aus. Die beiden Clowns stöhnen enttäuscht auf.

Eine Studie des British Medical Journal aus dem Jahr 2020 zeigt, dass Krankenhausclowns dazu beitragen können, „das psychische Wohlbefinden von stationär behandelten Kindern und Jugendlichen mit akuten und chronischen Erkrankungen zu verbessern“.

Die braunhaarige Künstlerin sammelt seit drei Jahren auch Erfahrungen im „Haus Auguste“, einer Einrichtung für Demenzerkrankte in Braunschweig. Zurzeit ist sie dort einmal im Monat. „Demenzranke sind manchmal wie Kinder, da sie in ihrer eigenen Welt leben“, erklärt sie. Anfangs zögerte sie, die Stelle anzunehmen, aufgrund ihres großen Respekts vor den Senioren und der Unsicherheit, ob sie dieser Aufgabe gewachsen sei. „Oft können Demenzerkrankte nicht mehr sprechen und liegen nur im Bett. Da kann man lediglich an den Augen ablesen, was passiert.“ Daher ist das Aufführen von Tricks oder das Spielen von Instrumenten ideal, denn die meisten sind davon fasziniert. Um sich ihrer jeweiligen Zielgruppe anzupassen, den Kindern oder den Senioren, wählt sie passende Kostüme: auffällig bunt bei den Jüngsten und in einem nostalgischen, altmodischen 50er-Jahre-Kleid, begleitet von einem Nähkästchen, bei den Ältesten.

„Feodora, was hast du mit dem Flummi gemacht?“, fragt Pepe, während er ihn vorsichtig aufhebt. „Gib ihn mal her, ich verzaubere ihn jetzt!“, meint Feodora. „Eins, zwei, drei, Kartoffelbrei!“ Sie reibt die Kugel an ihren Händen und tauscht sie unauffällig gegen eine andere aus. Nach weiteren merkwürdigen Geräuschen lässt sie den Flummi mit einem Schwung an der Zimmerdecke aufschlagen. Matilda springt auf, hebt den Flummi, der nun vor ihren Füßen liegt, auf und hüpfet zu Feodora herüber, mit einem Blick, der unausgesprochen sagt: „Lass ihn noch mal springen!“

Durch den intensiven Kontakt mit Kranken kann die Arbeit emotional sehr belastend sein. Dann hat Tania Klinger die Möglichkeit, eine Supervision zu erhalten. „Das betrifft jedoch ausschließlich meine Arbeit für den Verein ‚Clinic-Clowns Hannover‘“, erklärt sie, „ansonsten besprechen wir unsere Eindrücke mit den Clown-Kollegen direkt.“ Eine für sie belastende Situation ereignete sich vor neun Jahren im Wolfsburger Klinikum. Dort gab es einen krebskranken Jungen, den sie mit einem ihrer Clownpartner über einen längeren Zeitraum besuchte. „Er hatte immer wieder Rückfälle, wurde dann erneut stationär aufgenommen, manchmal war er nur ambulant hier“, erzählt sie. „Er hat uns so sehr geliebt und Spaß gehabt. Leider hat er es nicht geschafft, aber wir werden uns immer an ihn erinnern, weil er so stark war.“ In dem Krankenhaus hatten die beiden Clowns Buttons mit ihren Gesichtern verteilt. Nachdem der Junge verstorben war, berichtete die Sozialpädagogin des Klinikums den beiden, dass seine Eltern sich entschieden hatten, ihn mit Feodoras Button auf der Kleidung zu beerdigen.

Batoul Alawad
Wilhelm-Gymnasium, Braunschweig